Goethe's
Stellung zu Weimar's Fürstenhause.

Eine Vorlesung

von

Dr. Edmund Hoefer.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1872.

Druck von Gebr. Mäntler, Stuttgart.

Vorerinnerung.

Die Veröffentlichung dieser, am 20. März gehaltenen Vorlesung erfolgt auf den vielfach gegen mich geäußerten Wunsch theilnehmender Zuhörer. Ich bin nicht unbescheiden genug, denselben durch den Eindruck meiner Darstellung erklären zu wollen, sondern erkenne in ihm mit einer Freude, welche meiner Bewunderung und Liebe für Goethe entspricht, einmal wieder den unwiderstehlichen und zauberhaften Einfluß, den die Persönlichkeit und das Wesen des außerordentlichen Menschen auch jetzt noch stets von neuem geltend macht, wo Beides sich uns, auch in noch so dürftiger Darstellung, offenbart. Für nicht einheimische Leser halte ich aber die Hinweisung für geboten, daß die Aufgabe war, den erwählten Stoff im Laufe einer Stunde etwa abzuhandeln. In Folge dessen hatte ich mich auf das Allernothwendigste zu beschränken und mußte jede Ausführlichkeit ausgeschlossen bleiben.

Der Verfasser.

Hochverehrte Anwesende!

Goethe, der größte Dichter der neueren Zeit, und einer der bedeutendsten Menschen aller Jahrhunderte, ist bis auf den heutigen Tag und zumeist gerade in seinem eigenen Volke als Mensch so schwer verkannt und so falsch beurtheilt worden, daß ich es für die ernste Pflicht eines Jeden halte, der sich mit Goethe eingehender beschäftigt hat, nach Kräften zu einer besseren Kenntniß und richtigeren Würdigung des außerordentlichen Mannes beizutragen. Seine Stellung zu dem Fürstenhause Weimars habe ich aber darum zum Thema meines Vortrages gewählt, weil dieselbe in ihrer Wirklichkeit ein Zeugniß der überzeugendsten und ehrenvollsten Art für ihn ablegt. Ein gewöhnlicher, ein schlechter Mann wäre nicht 57 Jahre lang in solchen Verhältnissen, auf solchem Boden gestanden, ohne Schwanken, ohne Mißklang, ohne Verlust seiner Selbstständigkeit, von den Eltern, Kindern und Kindskindern unwandelbar geschätzt, geliebt und verehrt, bis an seinen Tod und über ihn hinaus.

Ueber die erste Anknüpfung dieser Verbindung gab oder gibt es in der Goethe'schen Familie eine Sage, welche von der gewöhnlichen Darstellung abweicht. Im Herbst 1772 weilte die Herzogin Anna Amalie von Weimar in Ems. Als der damals vielfach umherstreifende junge Goethe gleichfalls dahin kam, soll die Fürstin zuerst seine auffallende Schönheit bemerkt, darauf ihn auch persönlich kennen gelernt und endlich nach Weimar eingeladen haben —

eine Einladung, der er bekanntlich erst nach drei Jahren und nach allerhand anderen Zwischenfällen Folge gab. Ob wahr oder nicht, ist diese Erzählung um dessentwillen interessant, weil sie uns trotz der vorliegenden Knappheit die beiden Menschen vor Augen stellt, wie sie wirklich waren: die lebhafte, geistvolle, vorurtheilsfreie Fürstin, die unwiderstehliche Persönlichkeit des jungen, damals noch unbekannten Mannes.

Für diesen außerordentlichen, zauberhaften Einfluß Goethe's auf seine Umgebung sprechen gerade zu dieser Zeit zahlreiche Zeugnisse — alle seine Bekannten sind demselben unterthan, und es gehörten zu ihnen schon jetzt nicht nur die geistvollsten, sondern auch die am schärfsten denkenden Köpfe Deutschlands. Statt vieler solcher Aussprüche theile ich Ihnen nur einen mit, der aber den Vorzug hat, daß sich in ihm nicht blos Geist und Geschmack, sondern auch die Wissenschaft äußert. Hufeland, der große Arzt, urtheilt über Goethe, nach dem Tode desselben, folgendermaßen:

„Nie werde ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Orestes im griechischen Costume, in der Darstellung seiner Iphignenie machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne. — Unglaublich war der mächtige Einfluß, den er damals auf die gänzliche Umgestaltung der kleinen Weimar'schen Welt hatte. — Es ist mir nie ein Mensch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geistig in so hohem Grade vom Himmel begabt gewesen wäre, und auf diese Weise in der That das Bild des vollkommensten Menschen darstellte. Aber nicht blos die Kraft war zu bewundern, die bei ihm in so außerordentlichem Grade Leib und Seele erfüllte, sondern mehr noch das herrliche Gleichgewicht, das sich sowohl über die physischen als geistigen Functionen ausbreitete, und die schöne Eintracht, in welcher Beides vereinigt war, so daß keines, wie so oft geschieht, auf Kosten des Anderen lebte oder es störte. — Dies zeichnete hauptsächlich seinen Geist aus, wie denn alle Geisteskräfte in gleich hohem Grade und in der schönsten Harmonie vorhanden waren, und selbst die bei ihm so lebendige, so schöpferische Phantasie durch die Herrschaft des Verstandes gemäßigt und gezügelt wurde."

Im Dezember 1774 kamen die beiden jungen Weimar'schen Prinzen, Karl August und Constantin, mit ihren Erziehern, dem Grafen Görtz und Herrn von Knebel, durch Frankfurt. Goethe war zu dieser Zeit durch seinen Götz und Werther bereits zum berühmtesten Manne Deutschlands geworden. Zu Weimar wußte man noch besser von ihm als anderswärts, denn seine tolle Posse: „Götter, Helden und Wieland", hatte ja ausdrücklich dorthin getroffen, und überdies war er daselbst auch sonst schon bekannt, sei es auch nur durch einzelne Mittheilungen, wie jenen Brief des hannover'schen Leibarztes und Allerweltsschwätzers, Ritters von Zimmermann an Charlotte von Stein. Genug, die Reisenden wünschten ihn kennen zu lernen und Knebel holte ihn in den Gasthof. Die Aufnahme des sich frisch und unbefangen Vorstellenden war die freundlichste.

Auf dem Tisch lag zufällig die erste Ausgabe von Justus Mösers patriotischen Phantasien. Darüber spann sich ein Gespräch mit dem — beiläufig gesagt, siebzehnjährigen — Karl August an, das über die Tafel fortgesetzt, von einer Materie auf die andere führte und mehr als ein interessantes Thema anklingen ließ. Man war überrascht von einander: Goethe fand in dem blutjungen Erbprinzen einen bereits wunderbar gereiften und gelichteten Geist, den besten Willen und die edelsten Vorsätze, und die Fremden entdeckten in dem Verfasser des Götz und Werther einen Mann, der im praktischen Leben und den großen und ernsten Fragen desselben nicht minder fest zu stehen schien als auf seinem eigentlichen Felde. Man gefiel einander sehr; man hatte unendlich viel Lust sich auszusprechen, aber augenblicklich keine Zeit dazu. Goethe wurde eingeladen, den Prinzen nach Mainz zu folgen; er nahm das an und blieb dort einige Tage. Die abgebrochenen Gespräche wurden wieder aufgenommen und weiter geführt, und es erfolgte eine neue Einladung nach Weimar.

Einstweilen mußte ein solcher Besuch auch jetzt noch verschoben werden. Karl August ging mit den Begleitern nach Karlsruhe zu seiner Verlobung mit der Prinzessin Louise von Darmstadt, dann nach Frankreich und Paris, um, wie er selber sagt, „den deutschen Bären etwas ablecken zu lassen." — Im nächsten Mai kehrten die Reisenden zurück und trafen zu Karlsruhe

wieder mit Goethe zusammen. Am 3. September 1775, seinem achtzehnten Geburtstag, übernahm Karl August die Regierung, gleich darauf vermählte er sich, und auf der Rückreise lud das junge Paar in Frankfurt den Dichter von neuem und dringend nach Weimar ein. Jetzt folgte er und langte in Begleitung des Kammerjunkers von Kalb am 7. November, Morgens fünf Uhr, in der Stadt an, um sie nie wieder zu verlassen. Damit begann jene Zeit, wo der Ruf des kleinen thüringischen Orts über den ganzen Erdball flog.

„O bester Bruder, was soll ich Dir sagen?" schreibt Wieland in den nächsten Tagen an Friedrich Heinrich Jakobi. „Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! — Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Thautrophen von der Morgensonne!" — „Mit Goethe und Ihnen ist es genau so gegangen, wie ich es vorausgesehen hatte," antwortete Jacob kaltblütig. —

Wir haben uns gewöhnt, auf diese Zeit und diese Menschen, auf ihr Leben, Treiben und Schaffen, mit einer Art von ehrfürchtiger, ja sehnsuchtsvoller Bewunderung zurückzuschauen. Die Bücher, in denen davon erzählt wird, haben zum Theil nicht wenig beigetragen, uns das alles in einem gewissen magischen Lichte erscheinen zu lassen, und es fehlt nicht viel, daß wir meinen, so etwas wie die „seligen Inseln" vor uns zu haben. Das trifft denn, wenn auch leider in anderem Sinne, beinah zu. Es ist wirklich das Eiland der Fee Morgana, das sich in Duft und Glanz vor uns erhebt, bis wir es festen und nüchternen Blickes anschauen. Dann versinkt das wunderbare Gebilde. Das klare Tageslicht gewinnt die Herrschaft; wir stehen auf sehr irdischem Boden, wir sehen uns vor Zuständen und Verhältnissen, die nicht um ein Haarbreit besser sind als allerwärts; und wir finden uns mit Menschen zusammen, die auch wieder sind wie alle, voll von den Schwächen, Mängeln und Irrthümern, an denen die Erdgeborenen leiden. Im Leben des Tags und der Gesellschaft bleiben auch die „großen Geister" nicht immer groß.

Weimar war kein Paradies, und seine Insassen waren keine Engel und Heilige. Die kleine Residenz — der kleine Hof, das erklärt alles. Das

Haschen nach Gunst und Vorzug, die Intriguen, die Ansprüche, die Mißgunst, die Anfeindungen, eine außerordentliche Vergnügungslust und ein schrankenloser Lebensgenuß — das umfing und umschwirrte einen neuen Ankömmling und trat ihm offen oder versteckt entgegen, so bald man etwas wie den Anspruch bei ihm witterte, nicht blos als harmloser Zuschauer, sondern als Mitspieler aufzutreten.

Das achtzehnte Jahrhundert wird von seinen Angehörigen mit unendlicher Selbstzufriedenheit als dasjenige der Aufklärung bezeichnet. Wir lächeln heutzutage darüber und blicken hoch herab. Aber wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir zugestehen, daß sich, zumal von der Mitte dieses Zeitraums an, wirklich überall ein vollständiger Umschwung, ein rastloser Fortschritt zum Besseren vollzog und bemerklich macht. Das mag sich, um von den Menschen zu sprechen, vorzüglich in den Mittelständen hervorthun. Allein die anderen blieben keineswegs zurück, und grade unter unseren deutschen Fürsten finden wir zu dieser Zeit eine ganze Reihe, welche sich den großen Fragen und ernsten Forderungen des Zeitalters nicht verschlossen, vielmehr nach ihren Kräften und Einsichten auf das redlichste bestrebt waren, ihnen gerecht zu werden und für das Wohl ihres Landes und Volkes zu sorgen. Auf die Formen, unter denen dies geschah und die uns Heutigen nicht selten kaum verständlich sind, kommt es dabei nicht an.

Denken Sie an den Herzog Karl von Braunschweig, den Vater der Herzogin Amalie, der das Karolinum gründete und Lessing beschützte. Denken Sie an den edlen Karl Friedrich von Baden und seinen Freund und Minister Edelsheim. Sehen Sie auf Henriette von Darmstadt — die Mutter der Herzogin Louise. Ihre Zeitgenossen hießen sie „die große Landgräfin", und der alte Fritz schrieb auf ihr Denkmal: „von Geschlecht eine Frau, an Geist ein Mann!" — Da ist der hochgebildete Ernst II. von Gotha und der wackere Franz von Dessau; da sind auch die geistlichen Herren, der Fürstbischof von Würzburg und der Coadjutor Dalberg. Und ich sehe nicht ein, weßhalb wir nicht auch den unglücklichen Kaiser Joseph nennen sollten, ja selbst den Gründer der „hohen Karlsschule". Gingen doch aus diesem viel geschmähten Institut und seinen straffen Formen eine große Zahl unserer tüchtigsten Köpfe, unserer höchsten Geister hervor!

Und nun Anna Amalie und Karl August von Weimar! Die Mutter wurde mit neunzehn Jahren Wittwe und Regentin; sie steuerte ihr Land und Volk mit allem Erfolg nicht nur durch die Noth und die Gefahren des siebenjährigen Krieges, sondern auch durch das unermeßliche Elend der bald folgenden furchtbaren Hungerjahre. Der Sohn übernahm die Regierung mit 18 Jahren und führte sie drei und fünfzig Jahre lang, zum Theil während der traurigsten Zeit, die Deutschland jemals erlebt hat, im ernsten Bewußtsein seiner schweren Aufgabe, voll nicht minder ernster Gewissenhaftigkeit, zum reichen Segen für sein Land und Volk. Und nun dürfen Sie nicht vergessen, daß Beide, neben solcher Jugend, ihrem Temperament, ihren Anlagen und Neigungen nach, vom Leben ganz etwas Anderes zu verlangen schienen, als die Arbeiten, Mühen und Sorgen eines Regenten.

Zu Weimar herrschten, als Goethe anlangte und in diese Kreise trat, alle jene, von kleinen Residenzen und Höfen nicht zu trennenden Mißstände, Eigenthümlichkeiten und kuriosen Verhältnisse so zu sagen in verdoppeltem Maße, denn es gab in dem unendlich bescheidenen kleinen Ort und in den allerdürftigsten Räumlichkeiten — das Schloß war vor einiger Zeit abgebrannt — nicht einen Hof, sondern drei, ja wenn man will, vier Höfe. Da war zuerst die Herzogin Mutter mit ihrem Kreise; dann kam das junge fürstliche Paar, das nicht einmal für die Außenwelt immer gemeinsame Interessen und einen gemeinsamen Lebenskreis hatte, sondern — ich brauche Weimar'sches Deutsch! — sehr decidirt, von der einen Seite übermüthig und ungestüm, von der andern empfindlich und verdrießlich, auseinanderging. Und um die Confusion vollständig zu machen, war auch dem jetzt siebzehnjährigen Prinzen Constantin eine gewisse Selbstständigkeit eingeräumt und er hauste mit seinem Erzieher Knebel zu Tiefurt, trotz seiner Jugend, trotz des bürgerlich einfachen Lebens, ein weiterer Anziehungspunkt für allerhand abweichende Interessen. Von Eintracht war zwischen diesen drei oder vier Mittelpunkten und ihren Kreisen verzweifelt wenig die Rede; sie drehten sich alle neben-, zuweilen auch einmal durcheinander, und ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, welche nothwendige Folgen für sie selbst und für ihre Umgebung daraus gelegentlich entstehen mußten.

Die Herzogin Amalie hatte, wie ich schon sagte, als Mutter ihrer beiden Söhne und als Regentin, ihre Pflichten auf das gewissenhafteste und tadelloseste erfüllt; daß in der Erziehung so gut wie in der Regierung die Pedanterie nicht ausgeschlossen war, obgleich man nirgends über einen Mangel an Solidität, an Gewissenhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit klagen konnte, lag nicht an ihr, sondern an den allerdings herzlich willigen, aber in ihrer Zeit und ihrem Stande befangenen Männern, die unter ihr wirkten. Von dem Augenblick an, als Karl August die Regierung übernahm, verloren diese Männer meistens ihren Einfluß, mischte sich die Herzogin klüglicherweise niemals ernstlich mehr in die Geschäfte. Sie lebte fortan ohne Aufwand und Ostentation, nur sich und ihren Neigungen, ein vergnügtes und regsames Leben, in reichem geistigen und ästhetischen Verkehr, mit Künstlern und Kunstfreunden — eine warmblütige und leichtlebige, aber auch rastlos weiter strebende Frau, voll Geist und Witz, voll Kunstsinn und Geschmack, nachsichtig gegen die Schwächen Anderer, vorurtheilsfrei wie wenige, und ihr ganzes Leben lang dem Grundsatz huldigend, daß der Geist es ist, der den höchsten Adel verleiht. Sie war nicht nur die Gründerin, sondern auch die Pflegerin und die heitere Herrin von Weimar's Musenhof.

Ihr Sohn, der junge Herzog, war ein Mensch von den größten Anlagen, und seine Erziehung war denselben trotz gelegentlicher Pedanterie, unter der Leitung des strengen Grafen Görtz, unter der leichteren Hand des behaglichen und liberalen Wieland, vor allem aber unter der steten Aufsicht der freisinnigen Mutter in hohem Grade gerecht geworden. Seine Entwicklung vollzog sich rasch, die Selbstständigkeit des Urtheils und der Ansichten, die Entschiedenheit des Wollens und Handelns fanden sich früh ausgeprägt. Von außerordentlicher geistiger Empfänglichkeit und überraschender Verstandesschärfe, drängte er von jung auf über die Schranken und den Dunstkreis seines Standes hinaus, entzog er sich dem Zwang der geregelten Hofsitte so gut, wie dem Schlendrian des Geschäftsganges, und kehrte sich, in tiefer Erkenntniß des inneren Wesens und des wahren Berufs seines Standes, in gewissenhafter Auffassung seiner Pflichten, weder an den Schein, noch an die schiefen und harten Urtheile, die sein Leben und Treiben hervorrief. Und

endlich hatte er jene wunderbare, aber auch freilich für einen Fürsten kaum entbehrliche Gabe, daß er stets auf den ersten Blick, mit schier untrüglicher Sicherheit den Mann heraus fand, dessen er und seine Regierung im gegebenen Moment und zum bestimmten Zweck bedurften.

Daß solchen Vorzügen auch Schwächen, Mängel und Fehler gegenüberstehen, ist selbstverständlich. Karl August war ein heißblütiger, leidenschaftlicher Mensch, er war ein Kind seiner Zeit und ein Angehöriger seines Standes, und es ging mit ihm, zumal in der brausenden Jugend und bei der plötzlich ihm gewordenen, fast schrankenlosen Freiheit, nicht selten von den ehrbaren gebahnten Wegen ab, hinein in die lustige und gefährliche Irre. Aber seien wir billig: seine Fehler und Schwächen sind fast immer diejenigen des bloßen Sinnenmenschen; sein Herz und sein Character bleiben fast ausnahmslos frei von ihnen, und der Regent leidet im Grunde niemals unter ihnen. Es ist bewunderungswürdig, wie selbst der blutjunge Mann, der in diesem Augenblick sich der ausgelassensten Lust, den aufreibendsten Zerstreuungen hingibt, schon im nächsten klar, verständnißvoll und frisch mitten zwischen den nüchternsten Geschäften steht, den ernstesten Arbeiten und Studien obliegt und seinen Pflichten in einer Weise und in einem Umfange genügt, welche selbst den pedantischsten und prüdesten Tadler zur Anerkennung zwingt. Wo es hier fehlt, können wir fast immer, ohne Sorge, uns zu irren, auf Motive schließen, die dem Fürsten, wenn sie ihn auch seinem nächsten Wirkungskreise entziehen, dennoch sicher nicht zur Unehre gereichen.

Dieser Mutter und diesem Sohne stand als Dritte die junge Herzogin Louise gegenüber. Sie hatte eine, wie man das heißt, musterhafte Erziehung erhalten und war in den strengen Formen zugleich der Sitte und der Etiquette herangewachsen. Ein Aufenthalt am Hofe der russischen Katharina — eine ältere Schwester wurde mit dem Großfürsten Paul vermählt — hatte ihr Einblicke gewährt und sie Erfahrungen sammeln lassen, welche im Verein mit dem frühen Tode ihrer Mutter, allerdings ihren Character stählten und ihre Grundsätze befestigten. Allein sie machten zugleich diese ohnehin ernste und kühle Natur noch kälter und strenger und isolirten sie, grade in einer Stellung, wie die ihrige wurde, und in Umgebungen, wie am Weimar'schen

Hofe, noch viel entschiedener. Trotz aller Liebenswürdigkeit und Güte, trotz ihrer unleugbar bedeutenden geistigen Begabung, trotz des lebendigen Sinns für Menschenwohl, war und blieb sie eines von jenen armen Menschenkindern, die viel eher unsere Theilnahme und unser Mitleid als unsere Liebe und Bewunderung in Anspruch nehmen: sie vermochte weder zu beglücken, noch selber glücklich zu sein. Die Ihren wußten das so gut, wie sie selbst. „Meine Frau lebt ganz einsam in der Welt," schreibt Karl August an Knebel, „ohne irgend eine weibliche Creatur zu haben, die ihrem Bedürfniß nach Freundschaft Genüge thäte." — Und sie selber bekennt dem gleichen Freunde: „ich kenne mich ziemlich genau und habe durch diese Erkenntniß die Ueberzeugung gewonnen, daß meine Existenz auf keine andere wirken kann."

„Die junge Herzogin," erzählt Knebel, „leuchtete wie ein verdunkelter Stern aus einer für sie noch etwas düstern Atmosphäre. Die ersten Zusammenkünfte (mit der Herzogin Amalie) wollten sich nicht schicken, und sie hatte zum Theil wohl Ursache, sich über den Mangel mancher Schicklichkeiten an ihrem Hofe zu beklagen. So kam es denn, daß die Charactere der beiden Fürstinnen nicht recht zusammen stimmen wollten. Man kann wohl denken, daß dieser Zustand der Dinge der Gesellschaft doch eine etwas verwirrte Richtung gab. Unter diesen etwas scheckichten Umständen trieb meist ein jeder das Seinige."

Daß diese, durch die Stellung der beiden Herzoginnen zu einander hervorgerufene Verwirrung und Scheckigkeit durch die Lebensauffassung und Lebensweise Karl Augusts nicht verringert wurde, bedarf keiner Erklärung. Im Gegentheil, sie wurde noch gesteigert und wiederholte sich in einem solchen gesteigerten Maße auch in dem Verhältniß der Gatten zu einander und drängte sich noch viel empfindlicher in das eigenste Leben der jungen Fürstin. Von einem wirklich innigen und einigen Zusammenleben, wie es heutzutage uns doch auch in fürstlichen Familien als Regel entgegentritt, finden wir in diesem Stande damals überhaupt nur selten etwas und auch hier, in Weimar, kaum eine Spur. Und es ist begreiflich genug, daß die ohnehin schon erkältete und verletzte junge Fürstin hier nur allzuhäufig Veranlassung fand, sich mehr und mehr auf sich zurückzuziehen.

Diese Zustände fand Goethe, als er in Weimar eintraf, zum mindesten in ihren Anfängen und Grundzügen bereits vor und sah sich, bei der Aufnahme, die ihm wurde, und bei der Stellung, die man ihm von Anfang an einräumte, vor der selbst für einen Gast schier aussichtslosen Aufgabe, in und zwischen diesen, einander unaufhörlich schneidenden Kreisen und zwischen diesen, nicht selten schroff einander gegenüberstehenden Interessen hinzugehen, ohne sich von den ersteren unrettbar auszuschließen, ohne die letzteren unheilbar zu verletzen und gegen sich zu vereinen. Daß er diese Aufgabe trotzdem löste, ist ein neues glänzendes Zeugniß nicht blos für die Allgewalt seiner Persönlichkeit, sondern auch für die Gediegenheit und Makellosigkeit seines Characters. Daß Karl August und Herzogin Amalie sein eigen wurden und blieben, ist, wie er und wie sie waren, am Ende kein Wunder; aber, daß auch Herzogin Louise ihm nicht widerstand, — das gereicht, freilich der einsichtigen Fürstin, vor allem aber dem Menschen Goethe zur höchsten Ehre.

Von einer Wahrung des Scheins war bei dem Leben, welches sich seit Goethe's Eintritt in den Kreis Karl Augusts entwickelte, wenig die Rede. Der Haß und Neid der Einen und die Klatschlust der Anderen fanden Anknüpfungspunkte im Ueberfluß, von denen aus sie ihre Fäden über ganz Deutschland spinnen konnten. Die wildesten Ritte durch das Land, zu Jahrmärkten und Kirchweihen, die halsbrechendsten Fahrten, gefährliche Jagden und Bergpartien, Trinkgelage und übermüthige Lustbarkeiten aller Art, ausgelassene theatralische Vorstellungen, Schlittenfahrten, Schlittschuhläufe bei Fackelbeleuchtung, die tollsten Faschingsscherze, die Tänze, heut auf dem Rasen des Parks, morgen auf dem Parket des Salons und übermorgen in der engen Dorfschenke; Neckereien, Scherze, Liebeleien — alles drängte sich wirbelnd durcheinander und folgte sich ohne Ende, und der Herzog und Goethe standen als die wildesten und lustigsten Theilnehmer und Führer in Mitten dieses Taumels.

Allein betrachten wir dies seltsame, ja einigermaßen erschreckende Bild nun auch einmal aus einem anderen Gesichtspunkte. Vergessen Sie einerseits nicht, daß alle diese Menschen noch sehr, ja zum Theil blutjung waren — Wieland mit seinen zweiundvierzig Jahren, war bei Weitem der Aelteste

des ganzen Kreises! — Und übersehen Sie andererseits nicht, daß wie ich schon vorhin sagte, alle diese Tollheit gewissermaßen eine temporäre war und blieb, und daß dem übermüthigen Genuß der Ernst des Lebens auf dem Fuße folgte. Das sehen wir an Karl August, das sehen und hören wir noch bestimmter an und von Goethe.

Es würde eine schwere Täuschung sein, zu glauben, daß er sich in diesem Taumel jemals selbst verloren hätte. Im Gegentheil, mag er noch so hart an die Grenze hinanstreifen, über dieselbe hinaus schweift er weder selbst noch läßt er sich von Anderen drängen. Er verkennt niemals die ernste Seite gerade des hiesigen Lebens und seiner hiesigen Stellung, und wo es am wildesten zugeht, läßt er das Geistige am wenigsten in sich selbst zu Grunde gehen. — „Goethe grüßt Sie," schreibt Wieland an Merck im Januar 1776, also in der ausgelassensten Zeit; „der Hof oder vielmehr seine Liaison mit dem Herzog verderbt ihm viele Zeit, um die's herzlich schade ist. Und doch, bei diesem herrlichen Gottesmenschen geht nichts verloren." — „Ich treib's hier freilich toll genug," schreibt er selber einmal gleichfalls an Merck, und bald darauf wieder: „wir treiben des Teufels Zeug!" — Aber gerade auf diese Worte folgen die bedeutungsvollen weiteren: „Es geht mit uns allen gut, denn was schlimm geht, laß' ich mich nicht anfechten." — „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See," schreibt er an Lavater noch im December 1775. — Und dann kommt das, wenn auch um Einiges spätere, dennoch schon hieher treffende Bekenntniß an den gleichen Freund: „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel. Es mag so lange währen als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt — es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei dem Allem, lieber Bruder, Gott sei Dank, in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich."

Grade diese Briefstelle scheint aber auch die Annahme zu rechtfertigen, daß nicht blos das heiße, lustig aufschäumende Jugendblut Goethe in den

Wirbel hineinriß, sondern daß ihn daneben auch der tief innere, gleichviel ob verstandene, oder nur instinctartig wirkende Trieb beherrschte, das Leben auch von dieser seiner, zugleich ausgelassensten und glänzendsten Seite kennen zu lernen, die ihm, dem tiefsten Kenner des Menschen und dem größten Dichter des Lebens, am wenigsten verschlossen bleiben durfte. — Er ist bald damit fertig. „Den Hof hab ich nur probirt," sagt er schon im März zu Merck. Und wie immer, ist er auch jetzt sich seines eigenen Zustandes, der ihn umgebenden Verhältnisse, seiner Zwecke und seines Vermögens völlig bewußt. „Im Innersten geht alles nach Wunsch," gesteht er Merck. „Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser. Es zieht jeden an, und doch versagt dem, der auch nur an die Brust hineinspringt, im Anfang der Athem. Muß er nun gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen, und man lernt mit wenig Bewegung viel thun."

Wo er fortan sich noch an dem wilden Leben betheiligte, verfolgte er andere, nunmehr ihm völlig klare Zwecke. Vergnügen und Lust, und vor allem seine eigene Person traten vor dem Ernst der Aufgaben zurück, die er als seine eigentliche erkannte.

Bevor ich Ihnen indessen hierüber mehr und Näheres sage, erlauben Sie mir, daß ich zuerst Einiges über Karl August's persönliche Auffassung seiner Verbindung mit dem Freunde erzähle. Daß der junge lebensfrohe Fürst in Goethe gewissermaßen einen — „Repräsentanten der idealen Menschheit in ihrer Kraft, Gesundheit, Schönheit und Genialität gesehen und geliebt und ihn vor allem zum Genossen im Schwelgen seiner Jugendlaune erwählt habe," wie Wachsmuth in seinem Buche „Weimars Musenhof," annimmt, das mag immerhin zugestanden werden, ohne daß dadurch die edleren und ernsteren Gründe und Absichten ausgeschlossen werden, welche des Dichters Einladung oder vielmehr Berufung nach Weimar veranlaßten. Darauf deuten jene Unterhaltungen zu Frankfurt und Mainz und der Eindruck hien, den sie auf den Fürsten machten; dafür sprechen andere ähnliche Unterhaltungen und

„tiefe Gespräche“ zwischen den beiden Freunden, von denen wir schon in dieser ersten Weimar'schen Zeit erfahren; — ich brauche hier nur daran zu erinnern, das Karl August den Freund gleich in den ersten Wochen wegen Berufung eines General-Superintendenten zu Rathe zog, worauf Goethe ihm dann Herder vorschlug. Mit einem Wort, der Fürst hatte Goethe's Werth und Bedeutung schon von Anfang an erkannt, oder erkannte sie sehr schnell, da sie nun vereint lebten, und war alsbald entschlossen, ihn nicht wieder von sich zu lassen, — nicht als bloßen Genossen der Lust, sondern als hülfreichen Freund und Mitarbeiter. Im März schon erwarb Goethe, als erstes Zeichen einer festen Ansiedlung den Garten mit dem kleinen Gartenhause, in dem er Jahre auf Jahre, Sommers und Winters, seine trauteste Heimat fand. „So lange Karl August lebt, bleibt Goethe nun wohl hier,“ schreibt Wieland zu dieser Zeit, und im Mai meldet er: „Goethe lebt und regiert und wüthet und gibt Regen und Sonnenschein, und macht uns glücklich, er mache was er will.“

Zur gleichen Zeit etwa entschied sich dann seine feste Anstellung als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimenrath. Der Kammerjunker von Kalb mußte in des Herzogs Namen die Zustimmung von Goethe's Eltern erbitten. „Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen Ihren vortrefflichen Sohn,“ schreibt er, „das unumschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es Beiden unmöglich, sich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen sein, meinem Goethe einen andern Charakter als den von seinem Freunde anzutragen. Der Herzog weiß es zu gut, daß alle anderen unter seinem Werthe sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten. Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit Urlaub zu nehmen, den Dienst ganz zu verlassen, wann er will, wird unser junger Fürst, in der Voraussetzung, daß Sie unfähig sind, Ihre Einwilligung dazu zu versagen, Ihren Sohn in sein Ministerum berufen.“

Daß alle die bisherige Gunst gegen den Dichter und nun gar seine Anstellung Neid und Haß erregte, läßt sich begreifen. Es war wie die „stille Wuth,“ sagt Wieland davon. Zuletzt blieb es aber nicht mehr still, und der Minister von Fritsch soll es gewesen sein, der dem Herzog die Klagen

der Gesellschaft und der Staatsdiener aussprach. Da antwortete er: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Orte gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betreffe, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Ancienetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. — Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber sorge und arbeite wie jeder Andere, der eine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Damit war dieser seltene Bund für die Welt ebenso fest besiegelt, wie für die Freunde selber. Und aus dieser — ich muß sagen: liebevollen Würdigung, aus diesem grenzenlosen Vertrauen wuchs dem Freunde jene oben erwähnte Aufgabe gewissermaßen von selber zu, — einerseits dem Fürsten, gemäß seinem Verlangen, der treue und fleißige Mitarbeiter zu sein, und andererseits demselben — heiß ich es kurz: ein Erzieher zu werden, der seinen außerordentlichen Anlagen mit Gaben auf das getreueste zu Hülfe kam und den brausenden Most zum edlen Wein sich abklären ließ. Einen ähnlichen Einfluß hatte er allerdings schon von Anfang an in Anspruch genommen. In der ersten Zeit bereits ertheilt er einmal dem Fürsten die Lection, daß seine allzu große Hitze ihn bald zu Unrechtem, bald zu Unnöthigem fortreiße und daß er lernen müsse, sich zusammenzunehmen. Was er damals aber nur gelegentlich durch eine freimüthige Mahnung versuchte, das führte er fortan, wie gesagt, als seine ernste Aufgabe aus.

Als pedantischer und gewaltsamer Zuchtmeister that er das freilich nicht: einen solchen hätte eine Natur, wie die Karl Augusts, unzweifelhaft rasch und für immer abgeschüttelt. Einer solchen Gefahr mußte Goethe aber schon um dissentwillen ausweichen, weil er den Fürsten allzu herzlich liebte und schätzte,

und weil er sehr wohl begriff, daß kein Anderer ihn dem Herzoge ersetzen könne. Wir können ziemlich genau beobachten, in welcher Weise er seinen Zweck verfolgte. Er führte den wilden Freund stets von neuem, leise und schonend, zu einem ruhigeren und würdigeren Maß, er zwang ihn, möchte man sagen, zur weiteren Ausbildung der Anlagen, er erweiterte seinen Gesichtskreis, er gab ihm neue, edlere und höhere Interessen, er stärkte seinen Charakter. Und er that das alles nicht blos durch die wirkliche und sichtbare Führung, sondern auch und mehr noch durch sein eigenes rastloses Arbeiten und Weiterstreben, durch den gewaltigen Einfluß seines Geistes, durch das eigene Beispiel.

Der brausende, übermüthige, unbedächtige Jüngling Goethe trat auf die Seite und machte dem ernsten Manne Platz. „Goethe," schreibt Wieland, „hat freilich in den ersten Monaten die Meisten — mich niemals! — oft durch seine damalige Art zu sein, scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben. Aber von dem Augenblick an, da er decidirt war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadeliger Sophrosyne und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt."

So weit ging aber diese Weltklugheit und jene vorhin erwähnte vorsichtige und liebevolle Schonung keineswegs, daß der Freund dem Freunde, wo es Noth that, nicht auch ein offenes, ernstes, zuweilen strenges Wort zugerufen hätte und ihm gelegentlich in vollster Selbstständigkeit und Entschiedenheit entgegen getreten wäre. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einzelne Züge des Bildes mittheile, das er dem fürstlichen Freunde in jenem wundervollen Gedicht „Ilmenau" vor Augen hält. Er zeichnet ihn mit ernster Freimüthigkeit:

„Doch rede sacht: denn unter diesem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur,
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

„Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal,
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn, bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Aber mit der gleichen Offenheit spricht der Dichter nun auch den Trost, die Hoffnung, die Anerkennung aus.

„So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein:
Du kennest lang' die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein. —

„So wandle du — der Lohn ist nicht gering! —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel.
Nein, streue klug wie reich, mit männlich stäter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß' es ruhen, die Ernte wird erscheinen
Und dich beglücken und die Deinen."

Ueber eine schlechte Aufnahme seiner Bemühungen und Arbeiten, über Undank von Seiten Karl Augusts und der Seinen hatte Goethe sich nicht zu beklagen. Der Fürst war und blieb, wenn auch allmählig ruhiger, ihm stets mit dem gleichen Vertrauen und einer an Zärtlichkeit grenzenden Innigkeit zugewandt. Er fand und dachte sich nicht mehr ohne den Freund. Unablässig, mit dem tiefsten Verständniß, mit zuweilen wunderbarer Zartheit sorgte er für sein Wohlergehen, seine Zufriedenheit, förderte er seine Studien,

ja betheiligte sich an ihnen, war auf seine Sammlungen bedacht und unterstützte sogar die Liebhabereien des Augenblicks. Auch dem Staatsdiener fehlten nicht die Beweise der höchsten Gunst. 1779 wurde Goethe Geheimerath, 1782 erhielt er den Reichsadel — dabei vermag er sich, wie er an die Stein schreibt, freilich „gar nichts zu denken." — Noch im gleichen Jahre wurde er Kammerpräsident, das heißt Chef der gesammten Verwaltung und der Finanzen.

Auch sonst blieben die Erfolge nicht aus. Goethe hatte sich oft genug und auf das bitterste über den unbändigen Freund zu beklagen, der ihm nur allzuhäufig durchging. Allein, und das ist denn doch die Hauptsache, so bald er auf das Ganze sah, entging ihm die fortschreitende Besserung nicht. „Täglich wächst der Herzog und ist mein bester Trost." — „Der Herzog wächst schnell und ist sich sehr treu." — „Der Herzog ist sehr gut und brav." — So klingt es während dieser Jahre unausgesetzt zu den fernen Freunden hinüber.

In ihren schönsten und höchsten Zielen erwies sich die Aufgabe, die Goethe sich gestellt hatte, trotz alledem aber unausführbar. Das, was Karl August von seiner Zeit und seinem Stande anklebte, ließ sich trotz aller besseren Einsicht, weder vom Herrn selber, noch von seinem Freunde ganz überwinden. Die Fürstlichkeit mit allem, was daran hängt, machte stets wieder ihre Rechte geltend. Die Wirksamkeit für den Fürstenbund und die sich daran schließende Betheiligung an den auswärtigen politischen Wirren, die Soldatenliebhaberei und der Eintritt in preußische Militärdienste, das Leben mit zahllosen fürstlichen Vettern und Freunden und was sonst noch hieher gehört, — das alles entzog nicht nur den Fürsten seinem Lande, sondern legte diesem auch Lasten und Verpflichtungen auf, denen es weder politisch noch finanziell gewachsen war. Hier sah Goethe alle seine Arbeit und Mühe umsonst, und als er das erkannt hatte, schied er aus seiner Stellung, zugleich entschieden und schonend. Denn hier hauptsächlich ist die Erklärung der Reise nach Italien zu suchen. Alles, was er selbst und Andere sonst dafür anführen, ist in Ansehung dieses ersten und gewichtigsten Grundes ganz und gar nebensächlich.

Von Italien aus wurden alle Fäden erst völlig gelöst, und der end-

lich zurückkehrte, war neben dem Dichter, vor allem wieder der persönliche Freund des Fürsten. Und in diesem Verhältniß blieben Beide bis an ihr Ende, — die äußere Stellung war bei Beiden, wie man wohl sagen darf, eine reine Zugabe, auf die es im Grunde nirgends ankam. Gestört wurde dieser einzige Bund in all den vielen Jahren, nur zweimal, für einen Augenblick und ganz oberflächlich. Beidemale boten Theaterverhältnisse die Veranlassung, Beidemale wurde das Eingreifen des Herzogs nur durch den verderblichen Einfluß der Schauspielerin Jagemann — der Frau von Heygendorf — über alle Gebühr verschärft. Goethe begegnete diesen Angriffen bekanntlich in aller schicklichen Ehrerbietung, aber auch mit dem ruhigsten Selbstgefühl, und Karl August gewann schnell seine Klarheit wieder. Er lenkte ein, und der Bund der Freunde war fester als je.

Vor einer dritten — ich kann kaum Irrung sagen — erfahren wir nur aus Goethe's Briefen an Frau von Stein ganz nebenher etwas. Als Goethe sich in jenen schweren Arbeitsjahren ganz und gar den Geschäften hingab und persönlich immer ernster und verschlossener wurde, selbst gegen den Hof — „Dem Hofe alles zu Gefallen zu thun, nur nicht bei Hofe," war seine Maxime — da mag man dies wohl ein wenig empfunden und den bisherigen Liebling gewissermaßen vernachlässigt haben. Er deutet dies zum mindesten selber, wenn auch nur leise, an. Erst die ganz besonders ehrenvolle und liebenswürdige Aufnahme, die der Dichter zu dieser Zeit gerade in Gotha fand, ließ die Heimischen stutzen und einlenken. — Sie sehen, das macht denn beinahe nur einen komischen Eindruck.

Und so lassen Sie mich hier anschließend sogleich der letzten Zeugnisse gedenken, welche wir von den beiden Freunden übereinander besitzen — des Glückwunschschreibens von Karl August zu Goethe's Jubiläum, am 7. Nov. 1825, an den „ersten Staatsdiener und Jugendfreund, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat!" — Und der Worte Goethe's, die er mit Thränen an Eckermann richtete, als er diesem Alexander von Humboldt's Brief über die letzten Lebenstage Karls Augusts zu lesen gegeben hatte: — „Ich kann es am besten sagen, denn es kannte ihn im Grunde niemand so durch und durch wie ich

selber. Er war ein geborener großer Mensch, womit alles gesagt und alles gethan ist. Er war ein Mensch aus dem Ganzen. Und wie das Ganze gut war, so war auch das Einzelne gut, er mochte thun und treiben was er wollte." —

Goethe's Stellung zu den übrigen Familiengliedern ist eine einfachere und läßt sich in wenigen einzelnen Zügen darlegen. Trotzdem dürfen Sie nicht glauben, daß diese Verbindungen von derjenigen mit dem Herzog abhängig waren und durch dieselbe bedingt wurden. Das war höchstens nur äußerlich der Fall. Von einem inneren und herzlichen Zusammenhange war bekanntlich gerade in diesem Kreise niemals recht die Rede. Die Interessen nicht nur, auch die Menschen gingen ihre eigenen, abgesonderten Wege, und die Verbindung mit dem großen Dichter und treuen Familienfreunde vollzog sich in jedem Falle unabhängig von allen übrigen und war gewissermaßen stets das Produkt der freien Herzenswahl.

Von der Herzogin Amalie habe ich meinen früheren Worten kaum etwas hinzuzufügen. Goethe's Verbindung mit ihr war von Anfang an eine gesicherte und ausgeprägt intime. Er war und blieb der Mittelpunkt und das belebende Element ihres Kreises und diesem, vor allem aber ihr selbst stets als Freund verbunden. Er war der muntere Theilnehmer und Dirigent ihrer Feste, er vermittelte die edleren und feineren Genüsse, er erprobte sich in den ernsten und schweren Stunden. Ihre Freundschaft und ihr Vertrauen blieben Goethe unverändert bis an ihren Tod. Das Einzige, was ich hier noch anzuführen habe, ist die wunderbar herzliche Verbindung der hohen Frau mit Goethe's Mutter — sie ehrt in gleich schöner Weise die Fürstin, den Dichter und Freund, und die treffliche alte Frau Rath.

Die Stellung zu der Herzogin Louise mußte, gemäß ihrem Charakter und ihrem Wesen, von Anfang an eine um vieles Andere sein und bleiben. Gerade hier erprobt sich Goethe's Herzenstact und Weltklugheit auf das glänzendste. Das heitere Selbstgefühl und die frische Unbefangenheit, mit denen er zu Weimar aller Welt entgegentrat, dämpft sich vor der Herzogin Louise vom ersten Augenblick an zur innigsten Theilnahme, zur treusten und ehrfürchtigsten Verehrung. Von Anfang an erkannte er das Mißliche und

Peinliche, das Betrübende ihrer Stellung in diesen Umgebungen und zu denselben, besonders zu ihrer Schwiegermutter und vor allen Uebrigen zu ihrem Gemahl, und von Anfang an erkannte und erfaßte er es, wie wir genau verfolgen können, als einen Hauptheil der übernommenen Aufgabe, gerade hier zu bessern, und tröstlichere Zustände herbei zu führen.

Aber auch hier scheiterte er der Hauptsache nach — die Persönlichkeiten ließen sich nicht in Uebereinstimmung bringen — und er mußte sich begnügen, stets von neuem im Einzelnen zu beschwichtigen, zu vermitteln, vorzubauen und abzuwehren. Erleichtert wurde ihm das durch die Freiheit und das Vertrauen, welche seine Verbindung mit der Herzogin Amalie und Karl August erfüllen, und durch die ungetrübte Einsicht in die Schwächen der Herzogin Louise. „Sie haben eben immer Beide Unrecht," sagt er voll ruhiger Bestimmtheit von den Gatten, wenn es wieder einmal eine von jenen Scenen gegeben hatte, wo sein Uebermuth und seine Rücksichtslosigkeit — allerdings absichtslos! — alle Schranken über den Haufen warf, und auch sie sich dann wohl nicht nur sehr empfindlich, sondern zuweilen sogar heftig dagegen äußerte. Das waren jedoch Ausnahmsfälle und im Allgemeinen hatte er stets ihre Selbstbeherrschung und Güte zu bewundern. „Herder," schreibt er einmal an die Stein, „sagte Wieland etwas Unartiges und dieser erwiderte etwas Grobes. Der Herzog schmiß die schöne Vestalin um und es sprang ein Finger ab. Die Herzogin betrug sich gar himmlisch schön dabei!" — Die seltsame Scene spielte nämlich in den Gemächern der Fürstin.

Herzogin Louise erkannte sein treues, redliches Bemühen, seinen günstigen Einfluß auf den Herzog und alle Verhältnisse, seine niemals rastende Freundessorge für sie, für ihren Frieden und ihre Zufriedenheit, denn auch sehr bald und lohnte es ihm durch steigendes Vertrauen, durch herzliche Dankbarkeit und wahre Freundschaftlichkeit, welche uns, gerade als Gabe einer so ernsten, verschlossenen und formellen Natur, für Goethe am wohlsten thun müssen. Sie kam, um dessen zu gedenken, in den früheren Jahren, gleich der Herzogin Mutter, häufig ganz freundschaftlich zu ihm in den Garten, später Woche für Woche in sein Haus, wo er den Fürstinnen und ihrem Hofe Vorträge oder Vorlesungen zu halten pflegte. Nach dem Tode ihres Gemahls blieb

die Einsame mit dem Vereinsamten in stetem Briefwechsel, und als er endlich nach Weimar zurück kam — er hatte monatelang ganz still in Dornburg gelebt — ließ sie ihm sogleich ihren Besuch ansagen. — „Ich muß mit Gewalt arbeiten," sagte er nach ihrem Tode, „um mich oben zu halten und mich in diese Trennung zu schicken. Der Tod ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird." —

Von dem Prinzen Constantin, dem Bruder Karl August's, wissen wir wenig und noch weniger Erfreuliches. Er scheint eine schwächliche, ja krankhafte Natur gewesen zu sein, ohne Interesse, ohne Klarheit, ohne Selbstbeherrschung, unzufrieden mit dem lustigen und regen Treiben um ihn her und mit seiner vereinsamten Stellung und dennoch ohne Lust und Kraft, sich selber eine bessere zu schaffen. Sein Erzieher, der hypochondre, reizbare und jähzornige Knebel, paßte zu einem solchen Zögling so schlecht wie irgend denkbar — sie trennten sich denn auch bald. Mit Goethe bildete sich ebenso wenig ein erfreuliches Verhältniß, wie mit irgend einem Andern, ja vielleicht noch weniger, da der Familienvertraute in dem leidenschaftlichen Verhältniß des Prinzen zu einem Fräulein von Ilten, ganz auf Seiten der herzoglichen Familie stand, welche dasselbe nicht blos aus Standesrücksichten, sondern auch, bei des Prinzen Wesen und Character, schon um dessentwillen für eine völlige Unmöglichkeit erkannte. — Von der Reise, die Prinz Constantin 1781 nach Italien, Frankreich und England machte, schickte er, zuerst von Paris aus, den Seinen daheim eine Dame zu, mit der er dort eine Weile in Verbindung gestanden war, und brachte ein paar Monate später eine zweite mit, die ihn in England unterhalten hatte. — Goethe bekam in beiden Fällen den Auftrag, die Sache so still wie möglich beizulegen, denn man schämte sich des Prinzen, und bedauerte die arme Geschöpfe, und wie er sich desselben entledigte, liefert uns ein neues ehrendes Zeugniß für sein Herz und seinen Tact und für seine Freundschaft zur herzoglichen Familie. — Der Prinz, zu Weimar unmöglich, trat in sächsische Militärdienste und starb im Feldzuge 1793 an der Ruhr. In den letzten Jahren scheint er sich aufgerafft zu haben. Wir vernehmen wenigstens über ihn und seinen Tod wieder theilnehmende Stimmen.

An die erste Generation schließt sich die zweite an. Daß Goethe, der Kinderfreund und Kinderliebling, dessen Erscheinen im Buff'schen Hause zu Wetzlar und bei Merck in Darmstadt von den Kleinen mit dem fröhlichsten Jubel begrüßt wurde; den der junge Fritz Stein mit der innigsten Liebe umfaßte; der die Jugend Weimars manche Jahre lang — gerade noch als Minister! — in seinem Garten zum Ostereier-Suchen versammelte; — daß dieser Goethe die Kinder der Lebensfreunde mit vollem warmem Herzen aufnahm und durch's Leben begleitete, das bedarf keiner Zeugnisse. Die Freundschaft der Eltern fand man hier begreiflicherweise nicht wieder. Aber man ehrte einander mit der wärmsten Zuneigung und der liebevollsten, ehrfürchtigen Bewunderung und Theilnahme.

Schon von der ersten Prinzessin, Louise, die als Kind starb, schreibt Goethe an Karl August: „Lassen Sie das kleine menschliche Wesen nur erst herankommen. Lassen Sie's nie an der väterlichen Sorgfalt mangeln, daß wir's nur gesund erhalten!" — Im Jahre 1783 wurde endlich der ersehnte Erbprinz, Karl Friedrich, geboren, für das Land und für die Eltern ein Segens- und Friedensbote. Innerlich vermochte freilich auch seine Erscheinung keine große Veränderung zu bewirken. Aeußerlich aber, und in Ansehung ihrer eigenen inneren Kräftigung und Läuterung wurde fortan Manches besser. Damals war es, als Karl August an Merk die schönen Worte schrieb: mit Hülfe Goethe's und des guten Glücks hoffe er nun sein Leben und seine Regierung gut hinauszuführen. — Goethe wandte dem Kinde die treuste Aufmerksamkeit zu. Nach seiner Rückkehr aus Italien hält er dasselbe stets in seiner Nähe; der Erzieher Riedel folgt ihm mit demselben nach Jena, nach Dornburg, oder wohin es sonst geht, da lebt man dann ganz still und einfach, immer unterhaltend, immer anregend, erheiternd und belehrend. — Ein andermal bittet er den Herzog, den Kleinen bei einer längeren Reise mit sich zu nehmen: Das bilde und kräftige am meisten und thue den Kindern wohl. — Und das setzt sich nun in gleicher Weise, so oder so fort, bis der Prinz seine großen Reisen macht, von Petersburg seine Gemahlin, die Großfürstin Maria Paulowna, heimführt und mit derselben in Weimar ein ruhiges, herzliches, anmuthiges und genußreiches Leben

weiter lebt. Außer einzelnen Zügen einer großartigen Wohlthätigkeit und eines stets regen Interesses für Natur, Kunst und diese oder jene Theile der Wissenschaft, erfahren wir wenig von dem Paar — das pflegt ja mit den Erbprinzen überall so zu sein — aber grade in dieser ihrer Wirksamkeit und Theilnahme mußten sie stets mit Goethe zusammentreffen, dem ja „die Oberaufsicht über die sogenannten unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst“ im Lande anvertraut war.

Es folgen die Prinzessin Karoline und der Prinz Bernhard. Ueber den Letzteren können wir schnell hingehen. Von früh auf zum Soldaten bestimmt, schied er bald aus der Heimat, um hinfür nur zu flüchtigem Aufenthalt zurückzukehren: ein frischer munterer Knabe, ein schnell gereifter, ernster Jüngling, ein gediegener Mann. Bei seinem späteren Besuchen daheim kehrte er stets getreulich bei dem alten Familienfreunde ein. Und ebenso war auch der Alte ihm verehrend zugethan. Bei der Prinzessin Karoline müssen wir jedoch ein wenig länger verweilen.

Sie war jenes Kind, dessen sich verzögernde Geburt im Sommer 1786 halb Weimar beinahe zur Verzweiflung brachte, weil alle Sommerfahrten und Badereisen von Woche zu Woche verschoben werden mußten. Im Jahre 1792 erhielt die kleine Prinzessin in der Schwester Knebels ihre Erzieherin, und von dieser Zeit an tritt uns das Kind aus den, zwischen den Geschwistern gewechselten Briefen freundlicher und freundlicher entgegen, als ein heiteres, liebenswürdiges, reich begabtes Wesen, das so zu sagen von Brief zu Brief unsere Theilnahme und Neigung herzlicher fesselt.

Vom Jahre 1801 an genoß sie Herders vorbereitenden Unterricht, und als im nächsten Jahre die Confirmation erfolgt war und das junge Mädchen mehr in's Leben hinaustrat, machte die Entwicklung überraschend schnelle und glückliche Fortschritte. Ihre Lieblingslecture bildete in dieser und der nächsten Zeit, neben den Büchern des Tacitus, der Plato in Schleiermachers Uebersetzung — später schloß sich Thukydides an. Die Prinzessin wurde von aller Welt geliebt, die Eltern sogar wandten ihr eine freundlichere Aufmerksamkeit zu, als es sonst in der Art Beider lag; die Brüder schwärmten für sie, wie wir es heißen dürfen, und als Karl Friedrich mit seiner jungen

Gemahlin anlangte, umfaßten auch die beiden Schwägerinnen einander mit der zärtlichsten Liebe. An diesem jungen Hofe entwickelte sich zu dieser Zeit wirklich einmal etwas wie ein Familienleben der fröhlichsten und innigsten, ich darf sagen: reizendsten Art.

Von Goethe ist bei dem Allem so gut wie gar keine Rede, oder wenn überhaupt einmal, kaum in freundlichem Sinne. Sie dürfen nicht vergessen, daß einerseits Herder und sein gesammter Kreis dem alten Freunde zu dieser Zeit beinahe feindlich gegenüberstand, und daß andrerseits der Dichter durch den Bund mit Schiller, durch die Theaterleitung, durch seine übrigen Geschäfte und Beschäftigungen so vollständig eingenommen wurde, daß er sich nur selten und nur auf Augenblicke aus diesem Lebens- und Thätigkeitskreise herauslocken ließ. Nach Schillers Tode, der ihm die Hälfte seines Daseins kostete, änderte sich dies einigermaßen. Er schloß sich wieder mehr auf und an — es ist fast, als sei es ihm unheimlich geworden in seiner plötzlichen Vereinsamung. Er trat auch dem Hofe wieder näher, und nun machen wir noch einmal die Erfahrung, wie unwiderstehlich, wie zauberhaft der Eindruck seiner Persönlichkeit war: von diesem Augenblick an, möchte man sagen, werden ihm die Prinzessin und ihre Erzieherin unweigerlich zu eigen. Die Verbindung schließt sich vor unseren Augen, wiederum von Brief zu Brief, fester und macht alle Phasen durch von der noch immer ein wenig scheuen Bewunderung, bis zur herzlichsten Verehrung, dem hingebendsten Vertrauen der kindlich innigen Zuneigung und Liebe. Von Goethe wird dies alles auf das herzlichste und heiterste aufgenommen und auf das wärmste erwidert. Der Prinzessin und ihm genügen nicht jene schon erwähnten wöchentlichen Vorträge und Vorlesungen in seinem Hause. Nein, er kommt außerdem auch zu ihr und nimmt das Abgebrochene wieder auf, führt es weiter, zuweilen Tag für Tag. Und daneben gehen die besonderen kleinen Aufmerksamkeiten und Freundlichkeitsbeweise unausgesetzt ihren Weg: Blumen und Früchte, Kunstgegenstände, Handzeichnungen, eigene und fremde, was sie erfreuen kann, alles trägt er ihr zu.

Das geht Jahr und Tag so fort, bis gegen den Schluß des Jahres 1809 hin, wo wir Goethe wieder entfernter finden — er ist häufiger und auf

längere Zeit in Jena, daheim auch nicht selten kränkelnd und ganz zurückgezogen. Von irgend einem Mißklang findet sich keine Spur. Daß seine Arbeiten sich gehäuft hätten, sehen wir nicht; die etwa vorhandenen inneren Gründe bleiben uns verborgen. Es ist jene Zeit, wo er zu Knebel einmal sagte: er lebe wie die unsterblichen Götter und habe weder Freude noch Leid. — Und zu gleicher Zeit urtheilt Knebel selber über ihn: „ich weiß nicht, was ich von ihm denken soll; es kommt mir vor, als suchte er sich auf gewisse Art zu betäuben."

Im Sommer 1810 heiratete die Prinzessin den Erbprinzen von Meklenburg Schwerin — aus dieser Ehe stammt, um dessen zu gedenken, die Prinzessin Helene von Orleans. — Die Verbindung mit Goethe wurde nicht unterbrochen: Karoline widmete ihm stets die alte freundliche und herzliche Zuneigung; er erwiderte dieselbe mit der stets gleichen Aufmerksamkeit und Verehrung. — Im Frühling 1815 noch schreibt die Prinzessin einmal an Charlotte Schiller: „Daß der Meister krank war, habe ich recht bedauert. Gucken Sie ja in seinen Garten, und in einem vertraulichen Stündchen sagen Sie ihm auch von mir, daß ich ihn recht lieb hätte. Sagen Sie das nur so gerade heraus, ich scheue mich nicht davor." — Am 20. Januar 1816 starb sie. — Von ihm verlautet in den uns zugänglichen Quellen nichts als eine einfache Erwähnung dieses Verlustes. Die „Trauerode", durch welche er ihr Andenken in der Loge feierte, übergehen wir am besten mit Schweigen.

Noch einmal finden wir Goethe als Kinderfreund, diesmal schon bei den Enkeln, den beiden kleinen Prinzessinen des erbprinzlichen Paars — es sind die Prinzessin Karl und die Königin von Preußen. Mit denen lebte er nebst seinem alten Freunde Meyer zu Zeiten in Jena, im sogenannten Prinzessinnengarten. Da zeichneten sie, machten Papparbeiten und dergleichen. Hin und wieder gab's einen Ausflug voll lustiger Erlebnisse, oder es wurden Geschichten und Märchen erzählt. Wie herzlich ihm die Eltern gewogen blieben, habe ich schon erwähnt. Davon zeugen nicht nur die Briefe, welche er an die Erbprinzessin richtete, sondern auch das kleine schlichte Denkmal, das ihm die hohe Frau mit Hülfe Meyers schon zu seinen Lebzeiten in jenem Prinzessinnengarten errichtete.

Die Jahre kamen und gingen, der Kreis der Freunde lichtete sich mehr und mehr, das Leben zog sich immer stiller und enger zusammen. Als Karl August und Louise geschieden waren, blieb von dem ganzen, glänzenden, ersten Weimar'schen Kreise und all' den fröhlichen Genossen nur allein Knebel übrig. Aber der Dichter verzagte und rastete nicht, die Arbeit ging unermüdlich fort — das Bedürfniß seiner Natur zwang ihn, wie er selber einmal sagt, sein Lebenlang zu vermannichfaltigter Thätigkeit! — und sein Leben blieb inhaltsvoll, wie es von jeher gewesen. Das neue fürstliche Paar hielt den alten Haus- und Familienfreund unverändert werth. Die Großherzogin kam nach wie vor, allwöchentlich zu seinen Vorträgen und Unterhaltungen. So war sie auch am 15. März 1832 wieder bei ihm und fand ihn sehr lebhaft, heiter und anregend. Er ging hin und her und trug alles Mögliche zusammen, um es ihr vorzulegen und zu erklären. Dabei scheint er sich erkältet zu haben, denn am folgenden Tag begann die Krankheit, die am 22. März seinen Tod herbeiführte.

An dem Regierungsjubeltage Karl Augusts, am 3. September 1825, erschien Goethe, als der erste Glückwünschende, morgens schon vor sechs Uhr im Römischen Hause, wo der Großherzog damals gern weilte. Karl August ergriff beide Hände des alten Freundes, und so standen sie, stumm vor Bewegung, bis Goethe endlich sagte: „Bis zum letzten Hauch!" —

„Bis zum letzten Hauch" — das ist das Motto seines Lebens und seiner Verbindung mit Weimar's Fürstenhause.